



GRIT POPPE

NIKLAS POPPE

DIE WEG- GESPERRTEN

UMERZIEHUNG IN DER DDR –
SCHICKSALE VON KINDERN
UND JUGENDLICHEN

PROPYLÄEN

Die Autoren



Grit Poppe, geboren 1964 in Boltenhagen, studierte am Literaturinstitut in Leipzig und arbeitet als freiberufliche Autorin. Sie schreibt für Kinder, Jugendliche und Erwachsene Bücher. Ihr Jugendroman „Weggesperrt“ wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis für Kinder- und Jugendbücher. Zuletzt erschienen sind der Roman „Angstfresser“ (Mitteldeutscher Verlag, 2020), die Jugendromane „Alice Littlebird“ (Peter Hammer Verlag, 2020) und „Verraten“ (Dressler Verlag, Herbst 2020). Sie lebt in Potsdam. <https://www.grit-poppe.de/>



Niklas Poppe, geboren 1991 in Potsdam, studierte Deutsche Sprache und Literatur sowie Geschichtswissenschaft an der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) und arbeitet u.a. als freier Mitarbeiter in Gedenkstätten in Halle, Bernburg und Potsdam. Er lebt in Halle.

Das Buch

Angepasstheit und das Funktionieren im Kollektiv galten zu DDR-Zeiten der SED als unverzichtbar für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft. In das Leben renitenter Kinder und Jugendlicher wurde daher massiv eingegriffen, häufig landeten sie in staatlichen Spezialkinderheimen und Jugendwerkhöfen, wo man ihre Menschenrechte mit Füßen trat. Viele von ihnen sind bis heute traumatisiert von den dort erfahrenen psychischen und physischen Misshandlungen. Grit und Niklas Poppe erklären anhand berührender Schicksale dieses wenig beachtete brutale Umerziehungssystem und betrachten auch den Umgang mit »Schwererziehbaren« zur NS-Zeit, das Schicksal der »Verdingkinder« in der Schweiz sowie fragwürdige Methoden in der Bundesrepublik und in Heimen der Gegenwart.

Grit Poppe und Niklas Poppe

Die Weggesperrten

Umerziehung in der DDR - Schicksale von Kindern und
Jugendlichen

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Gefördert mit Mitteln der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Aus Gründen der Lesbarkeit wurde im Text die männliche Form gewählt. Nichtsdestoweniger beziehen sich die Angaben auf Angehörige aller Geschlechter.

Fotos auf dem Vorsatz, linke Seite: Renate Viehrig-Seger, Klaus-Peter Struck, Alexander Müller, Daniel Heger, Sylvia Schmeißer; rechte Seite: Katrin Büchel, Kathrin Begoin, Stefan Lauter, René Brockhaus, Roland Herrmann

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Heike Wolter

Foto Grit Poppe: © Gregor Baron

Foto Niklas Poppe: © Hedwig Weiher

E-Book Kovertierung powered by pepyrus.com

ISBN: 978-3-8437-2582-8

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und

Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.



Vorwort

Während im Sommer 1989 Tausende DDR-Bürger über die Botschaften in Prag, Warschau und Budapest in den Westen flohen und im Herbst der friedlichen Revolution in Leipzig, Berlin, Plauen und anderen Städten der DDR immer mehr Menschen auf die Straße gingen, herrschte im Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau noch der alltägliche, seit der Gründung 1964 nahezu unveränderte Wahnsinn. Jugendliche ab einem Alter von 14, die als »schwererziehbar« galten, sollten durch eiserne Disziplin, harte Arbeit, Zwangssport bis zur völligen Erschöpfung oder Strafen wie Einzelarrest, Essensentzug und andere Schikanen zu »sozialistischen Persönlichkeiten« umerzogen werden. Schon in den ersten drei Tagen des Aufenthalts versuchte man systematisch, den Willen der Jungen oder Mädchen zu brechen. Dazu gehörten oft ein »Empfang« mit körperlicher Gewalt durch einen Erzieher oder eine Erzieherin, außerdem eine Leibesvisitation, die alle Schamgrenzen überschritt, das Abschneiden der Haare, die Desinfektion und die völlige Isolation in einer Zelle, in der es außer einer Pritsche, einem Hocker und einem Eimer für die Notdurft nichts gab.

Auch wenn die Betroffenen zu unterschiedlichen Zeiten in der Disziplinareinrichtung waren, erlebten alle von ihnen den Schock der drastischen Umerziehungsmaßnahmen – und bis heute ist ihr Leben von

diesen Erlebnissen geprägt. Die Lebensgeschichten, die sich in Torgau und anderen Umerziehungseinrichtungen abspielten, sind der Öffentlichkeit allerdings kaum bekannt. Zwar gingen einzelne Ereignisse gelegentlich durch die Medien, wirbelten zuweilen ein wenig Staub auf, doch das Schicksal der Zeitzeugen – die erniedrigenden Prozeduren, aber auch Selbstverletzungen, die menschenverachtenden Strafen und vor allem die lebenslänglichen Folgen dieser Erziehung – wurde außerhalb geschichts- und sozialwissenschaftlicher Arbeiten^[1] nur wenig beleuchtet.

Mehr als 30 Jahre nach dem Ende der DDR ist es höchste Zeit, die Geschichten der Betroffenen und ihre Perspektive in die Öffentlichkeit zu bringen. Wir sind mit einigen dieser Geschichten und mit den Menschen, die mit ihnen verknüpft sind, seit Jahren vertraut, wenngleich wir aus gänzlich unterschiedlichen Positionen mit den Erlebnissen der ehemaligen Heimkinder konfrontiert wurden: Während die eine verschiedene Betroffene durch Zeitzeugengespräche für ihren Jugendroman *Weggesperrt* kennenlernte und sich nach Erscheinen des Romans mit einigen von ihnen auf Lesereisen begab, begegnete der andere jenen Menschen just in dem Alter, in dem sie Jahrzehnte zuvor durch die DDR-Jugendhilfe weggesperrt worden waren. Die Last, die infolge der Zeit hinter Gittern auf diesen Menschen lag, erschien uns beiden – trotz aller Unterschiede der Einrichtungen – stets schwer. Die konkreten Erlebnisse, aber auch der Umgang damit waren dagegen individuell verschieden. Wie es sich anfühlte, im Umerziehungssystem der DDR gefangen zu sein, können nur jene berichten, die es erlebt haben. Deshalb bietet dieses Buch Raum für persönliche Erzählungen – vorsichtig und immer mit Zustimmung der Betroffenen in Form gebracht oder unmittelbar durch Auszüge aus bereits bestehenden biografischen Zeugnissen.

Der Geschlossene Jugendwerkhof Torgau mag die bekannteste und härteste dieser Einrichtungen gewesen sein. Viele der damals Minderjährigen waren aber auch in anderen Einrichtungen, die ihr späteres Leben prägten: in Spezialkinderheimen, Durchgangsheimen und »normalen« Jugendwerkhöfen. Im Durchgangsheim Bad Freienwalde beispielsweise, in dem sie wie in Torgau in einem Gefängnis eingesperrt wurden, im Kombinat der Sonderheime, in dem Kinder mit Psychopharmaka ruhiggestellt wurden, oder im Jugendarbeitslager Rüdersdorf, wo die Jugendlichen unter scharfer Bewachung Zwangsarbeit verrichten mussten. Überall wurden Menschenrechte mit Füßen getreten.

Doch die Idee, Minderjährige zu angepasstem Verhalten umzuerziehen, war keine Erfindung der DDR: Die schwarze Pädagogik, verstanden als »eine Erziehung, die darauf ausgerichtet ist, den Willen des Kindes zu brechen, es mit Hilfe der offenen oder verborgenen Machtausübung, Manipulation und Erpressung zum gehorsamen Untertan zu machen«, ^[2] erscheint als kontinuierliche Erziehungsform innerhalb staatlicher und kirchlicher Einrichtungen; sie ist im Kern stets autoritär, mit dem Wunsch nach absolutem Gehorsam und völliger Unterordnung des zu Erziehenden, und stattet den Erzieher mit Mitteln aus, den renitenten »Zögling« zu maßregeln, stumm zu schalten, zu brechen.

Innerhalb der Heimerziehung ist eine solch strikt autoritäre Erziehung anfangs vor allem durch die Kirche gefördert worden. Das »Böse« im Kind sollte durch möglichst frühe Impulskontrolle in die Schranken gewiesen werden, um das Sittliche – Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Gehorsam – zu fördern. Erzogen werden sollte man zu einem Menschen, der Gott und die Obrigkeit fürchtete. Die Bibel diente als Legitimationsgrundlage der Züchtigung mit Rute oder Rohrstock, mit Sprüchen wie: »Wer seine Rute

schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald.«
(Salomon 13, 24)

Auch wenn die frühe Reformpädagogik die Gehorsamkeitserziehung infrage und die Weichen für eine andere Sicht aufs Kind stellte, in den meisten Fürsorgeerziehungsheimen mündeten zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Vorstellungen von »richtig« und »falsch«, von Moral, Sexualität, Gehorsam, Gottesfürchtigkeit, Sauberkeit und Disziplin oft in gewaltsame Erziehungsmaßnahmen. Ein zentraler Schlüsselbegriff für die Einweisung zur Zwangserziehung war dabei stets die »Verwahrlosung«. Ein Begriff, der unscharf genug war, dass nonkonformistisches und unangepasstes Verhalten ausreichen konnte, um weggesperrt zu werden – ohne Verurteilung und oftmals zeitlich unbefristet. Die allseits bestimmende Hierarchisierung zwischen Erzieher und »Zögling« offenbarte dabei vor allem die Hilflosigkeit der Verantwortlichen, denn der Versuch einer Erklärung für das Scheitern eines Erziehungsversuchs richtete sich stets gegen den »Zögling«.

Bereits in der Weimarer Republik zeigten sich das erste Mal die Grenzen einer strikt autoritären, zur Züchtigung neigenden Heimerziehung. Schwere Missstände wurden publik, Prügelstrafen, Dunkelarreste und sexuelle Übergriffe medial angeprangert. Gewalt und Misshandlungen führten mitunter zu Prozessen gegen Erzieher und Anstaltsleiter und zu Aufständen der gequälten »Zöglinge«.^[3]

Die schwierige Situation in den Heimen verschlimmerte sich ab 1933 nochmals drastisch. Nun standen die Heimkinder im Verdacht, nicht allein moralisch, sondern mitunter auch biologisch »minderwertig« zu sein, mit entsetzlichen Konsequenzen. Auch innerhalb der Zwangserziehung im Nationalsozialismus wurden von Kindern und Jugendlichen strengster Gehorsam und uneingeschränkte Disziplin verlangt. Anders als in anderen

Abschnitten der jüngeren deutschen Geschichte liefen Renitenz und Unangepasstheit in den Erziehungsheimen jedoch oftmals auf die physische Vernichtung der Minderjährigen hinaus. Dieses System wird hier in einem Exkurs beleuchtet. Dass Minderjährige, die man für schwer- oder unerziehbar hielt, in den Jugend-KZs in Moringen und in der Uckermark inhaftiert und andere sogar im Rahmen der nationalsozialistischen »Euthanasie« getötet wurden, ist in der öffentlichen Wahrnehmung kaum präsent. So schien es uns auch hier wichtig, zumindest einzelne Schicksale ehemaliger Heimkinder aus jener Zeit zu beleuchten, die die schrecklichste in der deutschen Geschichte darstellt. Die in der NS-»Euthanasie« ermordeten Kinder und Jugendlichen konnten ihre Erlebnisse in den Erziehungsheimen und Psychiatrien selbstredend nicht mehr schildern. In diesen Fällen ist man allein auf die Auswertung des Tätermaterials angewiesen. Anders steht es um diejenigen, die in Jugendkonzentrationslagern inhaftiert waren. Viele von ihnen konnten später berichten, was ihnen angetan worden war. Die aufgeschriebenen oder gefilmten Erinnerungssequenzen wurden für dieses Buch zu einzelnen persönlichen Geschichten aufbereitet.

Dass eine systematische Umerziehung und schwarze Pädagogik aber nicht nur ein Thema von Diktaturen ist, soll in einem weiteren Exkurs gezeigt werden. Denn auch in Einrichtungen der Bundesrepublik kam es zu systematischen Misshandlungen an »Schutzbefohlenen«. Und in der Schweiz gab es Kinder und Jugendliche, die bis in die 1980er-Jahre hinein als »Verdingkinder« auf Bauernhöfen schufteten mussten. Sie wurden als Leibeigene und oft wie Sklaven gehalten.

Bevor wir allerdings dem Trugschluss erliegen, die Geschichten in diesem Buch seien allesamt Relikte einer überwundenen Vergangenheit, zeigt das letzte Kapitel die mangelhafte Aufarbeitung der

Umerziehungspraktiken (nicht nur) in der deutschen Geschichte. Es ist den zweifelhaften Erziehungsmethoden der Haasenburg-Heime im Land Brandenburg gewidmet, die erst Ende 2013 aufgelöst wurden, und belegt das fehlende Wissen über die Folgen dieses Umgangs mit den Jüngsten und Schutzbedürftigsten der Gesellschaft.

Unser Dank gilt den Betroffenen, die uns in langen Gesprächen von ihrem Schicksal erzählt und ihre persönliche Geschichte zur Publikation autorisiert haben. Sie zählen zu einer Minderheit ehemaliger Heimkinder, die bereit sind, öffentlich darüber zu sprechen, was ihnen angetan wurde. Für viele bedurfte es einer Menge Überwindung, denn ganz verwunden wurden die Erlebnisse in der Regel nie.

Grit und Niklas Poppe

I

Umerziehung in der DDR

Die Jugendhilfe

Aus der Sicht der Staatspartei SED sollte in den Elternhäusern, Schulen und den Jugendorganisationen der DDR die Erziehung von Kindern und Jugendlichen zu »allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeiten« umgesetzt werden. Die Jugendhilfe in der ostdeutschen Diktatur beschäftigte sich mit Minderjährigen, bei denen an der Verwirklichung dieses Ziels Zweifel bestanden. Die Gründe für vermeintliche Fehlentwicklungen, Renitenzen und Auffälligkeiten wurden dabei stets im Elternhaus verortet. Systemimmanente Gründe wurden derweil kategorisch ausgeschlossen.

Das angestrebte Ideal der »sozialistischen Persönlichkeit« zeichnete sich vor allem durch eine gefestigte ideologische Überzeugung aus. Um diese herzustellen, sollte ein eindeutiger Klassenstandpunkt in Schulen und Jugendorganisationen geschaffen werden. So war vorgeschrieben, dass das Bildungswesen die Vorzüge des Marxismus-Leninismus in allen Fächern aufzuzeigen hatte.

Inhärent war dieser stetig propagierten Weltanschauung, dass durch die massive »Freund-Feind-Konstruktion« jegliche Kritik an den inneren Umständen obsolet erschien, da die stetig vermittelte heraufbeschworene Gefahr ja aus dem Westen kam. Die Jugend sollte demnach eine Einheit bilden, auch, was den ideologischen Kampf betraf.

Ein Minderjähriger, der sich nicht in den vermeintlichen Existenzkampf des Sozialismus integrieren ließ, war demnach kein Freund, sondern ein Feind, der durch Zwang zur Einsicht gebracht werden sollte. Das zentrale Organ der »Umerziehung« von Kindern und Jugendlichen, die nicht dem Ideal entsprachen, bildete in der DDR die Jugendhilfe.

Die Jugendhilfe der DDR unterstand dem Volksbildungsministerium. Als Referat Jugendhilfe/Heimerziehung lag der Tätigkeitsbereich in den 1950er-Jahren außerhalb von Bildungseinrichtungen oder Stätten der Berufsausbildung. Familien, in denen die Kinder augenscheinlich nicht mit dem gewünschten Resultat herangezogen wurden, standen im Fokus. Die Einweisung in Heime blieb dabei der letzte Schritt.

Daneben war die Jugendhilfe für die Verwaltung der Heime und deren Angestellte verantwortlich. Die Einrichtungen unterlagen der groben Unterteilung zwischen Heimen für Kinder ohne Elternhaus beziehungsweise für solche, die keine Möglichkeit besaßen, dort oder an anderer Stelle zu leben (Normalheime), und den Heimen für »schwer erziehbare« Kinder und Jugendliche (Spezialheime).^[4] Etwa 135 000 Minderjährige und damit mehr als ein Viertel aller Heimkinder der DDR wurden von 1949 bis 1989 in den Spezialheimen für »Schwererziehbare« untergebracht.^[5] Im Jahr 1951 wurden die der Jugendhilfe unterliegenden Heime in Normal-, Spezial-, und Durchgangsheime differenziert. Die Einweisung in solche Heime bedurfte weder einer Verurteilung noch eines Gerichtsbeschlusses.^[6]

Neben der Erziehungshilfe waren das Vormundschaftswesen, die Jugendgerichtshilfe und der Jugendschutz weitere Aufgabenfelder der Jugendhilfe. Jugendschutz hieß vor allem Sichten und Sanktionieren westlicher Einflüsse auf Jugendliche, etwa durch Musik, Literatur und

Fernseh- oder Radiosendungen. Nur diese aus Perspektive der SED negativen Einflüsse ließ man als Gründe eines ideologischen Fehlverhaltens Minderjähriger gelten. Innerhalb des eigenen Systems sollte und konnte deshalb auch kein diesbezüglicher Auslöser gefunden werden.^[7] Die 1955 in Kraft tretende Jugendschutzverordnung stellte den Besitz westlicher Kulturgüter gar unter Strafe.

Durch das Unterbinden des westlichen Einflusses auf die Jugend, so die Annahme, würden auch keine »schwer erziehbaren« Kinder mehr heranwachsen. Mit diesen vermeintlich renitenten Minderjährigen waren oft ungelernte Kräfte befasst. Am 11. Juni 1953 wurde die »Verordnung über die Mitarbeit der Bevölkerung auf dem Gebiet der Jugendhilfe« erlassen;^[8] sie sorgte dafür, dass teilweise 30 000 bis 40 000 ehrenamtliche Mitarbeiter der Jugendhilfe 1200 Hauptamtlichen gegenüberstanden.^[9] So konnten beträchtliche Kosten eingespart und gleichzeitig, im Sinne des Sozialismus, viele DDR-Bürger in gesellschaftliche Aufgaben einbezogen werden.^[10] 1959 wurde die engere Einbindung von Schulen, Elternhäusern und Jugendorganisationen gefordert und auf einer Konferenz der Jugendhilfe in Weimar die Zielsetzung formuliert, die Erziehung auf die Entwicklung der sogenannten »sozialistischen Persönlichkeit« der Kinder zu fokussieren sowie das System des polytechnischen Unterrichts auch in den Heimen anzuwenden.^[11]

Durch das 1965 verfasste Gesetz zum einheitlichen Bildungssystem wurde diese Form des Unterrichts schließlich eingeführt. Es schuf außerdem die Rahmenbedingungen für eine Jugendhilfe, durch die man Jugendkriminalität vorbeugen wollte und eine im Sinne der SED positive Entwicklung elternloser oder angeblich gefährdeter Kinder ermöglicht werden sollte. Zeitgleich legte man in der neuen Jugendhilfeverordnung fest, dass korrigierend auf »fehlgeleitete« Kinder und renitente

Jugendliche einzuwirken sei.^[12] Gegen Ende des Jahrzehnts wurden dann nur noch marginale Gesetzesänderungen vorgenommen.^[13] Die Idee, nach der Heimkinder als »allseits entwickelte sozialistische Persönlichkeiten« zu formen seien und später produktive Mitglieder des sozialistischen Staates werden sollten, war der wichtigste Hintergrund bei der Neuformierung der Jugendhilfe.

Neben dem Vormundschaftswesen war die »Hilfe« zur Erziehung zu einer »sozialistischen Persönlichkeit« die Haupttätigkeit der Jugendhilfe. Dabei lag das Augenmerk vor allem auf der »Unterstützung« der Eltern, die aus Sicht der staatlichen Organe Probleme bei der Erziehung ihrer Kinder hatten. Darunter verstand man die »korrigierende Einflussnahme« im Sinne der SED. In diesen Fällen wurden Schule und Jugendorganisationen miteinbezogen, um eine »Verbesserung der Erziehungsverhältnisse« zu erreichen, sowie alternative Maßnahmen zur elterlichen Erziehung in die Wege geleitet, zu denen letztlich auch der Entzug des Erziehungsrechts gehören konnte.^[14]

Bei der Einweisung »schwer erziehbarer« Minderjähriger in Spezialheime musste dagegen laut Gesetz die Erlaubnis der Erziehungsberechtigten eingeholt werden. Das Gleiche galt für den Abschluss eines Lehrvertrages, für darin vorgenommene Änderungen oder dessen Auflösung sowie für die in den Jugendwerkhöfen abgeschlossenen Arbeitsverträge. Diese elterlichen Rechte blieben jedoch mitunter unbeachtet.^[15]

Die Methoden der Heimerziehung nach Makarenko

Die **Umerziehung** von Kindern und Jugendlichen stand stets unmittelbar im Zusammenhang mit dem Begriff der »Schwererziehbarkeit«. Die Minderjährigen, denen diese Zuschreibung anhaftete, hatten laut Auffassung des Volksbildungsministeriums, der Jugendhilfe und ihrem wichtigsten Erziehungsideologen Eberhard Mannschatz gemein, dass man den Betroffenen eine »Störung« zwischen der Persönlichkeit und der Gesellschaft attestierte. Als Indizien solcher »Störungen« wurden Disziplinverletzungen, eine vermeintlich nicht dem sozialistischen System entsprechend entwickelte Persönlichkeit sowie Schul- und Arbeitsbummelei gesehen.^[16] Mannschatz definierte Schwererziehbarkeit so: »Der Junge oder das Mädchen benimmt sich nicht nur gelegentlich auffällig, sondern zum wiederholten Male. Das Verhalten ist Ausdruck der Gerichtetheit der Persönlichkeit, eines Systems von Bedürfnissen, Bestrebungen und Gewohnheiten, das den kollektiven Interessen entgegensteht. Das Verhältnis des Kindes zu seiner personalen Umwelt ist stark gestört.«^[17]

Das Werkzeug, um angebliche Fehlentwicklungen zu korrigieren, kam, wenig überraschend, aus der Sowjetunion. Die in den Heimen der Jugendhilfe angewandten Erziehungsmaßnahmen orientierten sich stark an den Erziehungspraktiken des sowjetischen Pädagogen Anton Semjonowitsch Makarenko, der mithilfe von Kollektiverziehung, Arbeit und Disziplin sowie einer politisch-ideologischen Erziehung »den neuen Menschen auf neue Weise schaffen«^[18] und für eine problemlose Wiedereingliederung der Minderjährigen in die Gesellschaft sorgen wollte. Aus der Erzieherperspektive war für die »Umerziehung« zur »sozialistischen Persönlichkeit« (oder wie es Makarenko nannte, »die Korrektur des Charakters«) die Überzeugung nötig, dass eine »falsche«

Erziehung durch jene Erziehungsmaßnahmen korrigierbar sei, die vor allem aus Disziplinierung und Zwang bestanden. ^[19]

Erprobt hatte Makarenko sein Erziehungsmodell vor allem zwischen 1920 und 1928 in der Gorki-Kolonie für straffällig gewordene Jugendliche. Ziel des dort stattgefundenen Versuchs war das Erschaffen eines Kollektivbewusstseins, gepaart mit Arbeitseifer und Disziplin. ^[20]

Im Mittelpunkt dieses Ansatzes stand die Kollektiverziehung, da Makarenko als größtes Übel den Individualismus der Minderjährigen ansah. Zudem kam es bei Makarenko zu der kruden Annahme, durch sich ständig wiederholende Anweisungen, Aufgaben und zu erfüllende Normen werde die Disziplin der Minderjährigen zunehmend so gefestigt, dass diese künftig auch ohne Kontrolle der Erzieher die Arbeiten und Aufgaben ausführen würden. ^[21]

Ziel der **Kollektiverziehung** war das Verdrängen individueller Ansprüche und Auffassungen. Die Jugendlichen sollten sich idealerweise aus ihrem eigenen Selbstverständnis heraus freiwillig den Interessen der Gruppe unterordnen.

Das Kollektiv bezeichnete nach sozialistischer Erziehungsauffassung eine Gruppe, die einer gemeinsamen Tätigkeit beziehungsweise Aufgabe gegenübersteht, zu der sich ein übergeordnetes Interesse bilden müsse. ^[22] Makarenko teilte die Entwicklung des Kollektivs in drei verschiedene Etappen ein. Am Anfang stand die »diktatorische Phase«: eine Forderung, die vom Erzieher vorgegeben, ohne jede Möglichkeit des Widerspruchs ausgeführt und deren Umsetzung kontrolliert werden musste. Im nächsten Stadium sollte sich der Jugendliche bereit erklären, durch konformes Verhalten für das gemeinsame Ziel diszipliniert vorzugehen.

Die dritte Stufe sah die Umsetzung der gestellten Forderung durch das Kollektiv ohne direkte Einflussnahme des Erziehers vor.^[23]

Diese von Makarenko erstellten Etappen^[24] wie auch die Unterteilung des Kollektivs in dessen Kern, Reserve und einen Rest, der abfällig als »Packzeug« und von Mannschatz als »Sumpf« betitelt wurde, übernahmen die DDR-Heimpädagogen unverändert^[25] – ebenso wie die von Makarenko vorgesehenen Reaktionen auf Misserfolge. Bei Fehlleistungen innerhalb des Kollektivs forderte er, dass der Verursacher durch ebenjenes verurteilt werden sollte. Als letztes Erziehungsmittel sah er die sogenannte *Explosionsmethode*: Ein Konflikt wird so weit ausgereizt, bis der Einzelne nachgibt und sich dem Kollektiv unterwirft. Mit dieser Art der »Selbsterziehung« wollte man auf das »Vergehen« der Jugendlichen einwirken und den Willen und die Persönlichkeit des Einzelnen brechen.^[26]

Arbeitserziehung galt im Marxismus-Leninismus als wichtiger Bestandteil der Pädagogik und war auch innerhalb der Umerziehungspraxis in der DDR eine zentrale Komponente. Doch hatte sich zuvor schon Makarenko anhand seines Sozialexperiments in den 1920er-Jahren davon überzeugt, dass allein die Arbeit ein Kind oder einen Jugendlichen nicht unbedingt zur »allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeit« werden ließ. Nein, für dieses Ideal war politische Formung unerlässlich. Arbeit, Bildung und politische und gesellschaftliche Erziehung sollten dafür eine Einheit bilden.

In der DDR wurde der Faktor Arbeit allerdings nicht allein als Disziplinierungsmaßnahme und Erziehungsmethode gefasst, sondern er stellte durch seinen späteren gesellschaftlichen Nutzen auch eine ökonomisch gewinnbringende Maßnahme dar. Bei der Umerziehung ging es generell nie um das Wohl der Kinder in dem Sinne, dass man ihre

individuelle Entwicklung vorteilhaft fördern wollte; vielmehr war sie stets dem Kollektivgedanken untergeordnet. So war auch die Methodik der Arbeitserziehung immer an das Schaffen industrieller Güter geknüpft, das den Kindern und Jugendlichen praxisnahe Arbeitsbedingungen näherbringen und gleichzeitig der Produktionskraft dienen sollte. Individuelle Vorstellungen und Wünsche der Heimkinder spielten da keine Rolle.

Auch die von Makarenko geforderte Verbindung von Arbeit und Bildung bestand im System der DDR-Jugendhilfe, jedoch nicht im gleichen Maße, wie es den Minderjährigen außerhalb der Heimerziehung zugestanden hätte. Neben einer Teilfacharbeiter-Ausbildung erhielten die Insassen in den Werkhöfen einen Tag pro Woche Berufsschulunterricht. ^[27] Die dort vorgesehene Ausbildung war dabei in der Regel wertlos, denn die Arbeitstätigkeiten innerhalb der Umerziehungsheime der Jugendhilfe dienten weniger dazu, Jugendlichen einen einfachen Einstieg ins Berufsleben zu ermöglichen; vielmehr zielten sie darauf, eigene finanzielle Interessen zu verfolgen. So kam es vor, dass Jugendliche, statt ihrer vorgesehenen Ausbildung nachzugehen, einfache Feldarbeiten verrichteten. ^[28]

Schließlich zählten auch Disziplinierung und politisch-ideologische Erziehung zu den Säulen der DDR-Jugendhilfe. Ihre Einrichtungen verfolgten einen streng strukturierten Tages- und Wochenplan, der den Heiminsassen einen möglichst geordneten, mit Aufgaben gespickten Tagesablauf bot. Selbst die »freie« Zeit der Kinder und Jugendlichen blieb in der Regel gelenkt. Zwar wurde schon im Unterricht ideologische Einflussnahme betrieben (unter anderem im Fach Staatsbürgerkunde), doch auch bei der Freizeitgestaltung lag der Fokus auf politisch-ideologischer Erziehung. Mithilfe von Fernsehen (dem täglichen

Anschauen der *Aktuellen Kamera*), Zeitungen und Radio wurden aktuelle Geschehnisse verfolgt, besprochen und mitunter sogar wortgetreu auswendig gelernt.

Zusätzlich beinhaltete das Erziehungskonzept der Jugendwerkhöfe eine Wehrerziehung: Männliche Jugendliche sollten eine vormilitärische Ausbildung, weibliche eine Zivilverteidigungsausbildung absolvieren. Die militärischen Elemente hatten zusätzlich zur Vorbereitung auf den militärischen Dienst eine bewusst disziplinierende Wirkung.^[29] Für Makarenko war strikte Disziplin eine wesentliche Voraussetzung für ein funktionierendes Kollektiv. Das Befolgen der Anweisungen, Pünktlichkeit, Ordnung und Gehorsamkeit sollten so lange geübt werden, bis aus der Gewohnheit ein Wille zum Erfüllen der Normen entstünde. Viele der Jugendlichen erhielten sich ihren – in den Augen von Makarenko, Mannschatz und der DDR-Jugendhilfe – schädlichen Individualismus, der dem fraglosen Unterordnen im Weg stand. Oft war dieses nicht angepasste Verhalten mit einer Aufenthaltsverlängerung für die Minderjährigen verbunden.^[30]

II

Die Geschichten der Zeitzeugen

In kirchlichen Heimen

Konfessionelle Heime spielten nur in der Nachkriegszeit in der Sowjetischen Besatzungszone sowie in den ersten Jahren nach Gründung der DDR eine größere Rolle. Dass es sie überhaupt gab, ist kaum bekannt. Noch weniger weiß man über den Alltag der Kinder dort.

Die staatliche Jugendhilfe stoppte ab 1952 zunehmend die Einweisung in kirchliche Heime, Ende 1958 forderte sie sogar die gänzliche Herausnahme von Kindern und Jugendlichen aus diesen Einrichtungen, da sie nicht die gewünschte sozialistische Erziehung praktizierten.^[31] Existierten 1952 noch 104 evangelische und 48 katholische Heime mit einer Gesamtkapazität von 9297 Plätzen^[32], waren es 1961 noch 94 Heime mit einer Belegungszahl von 3267 »Zöglingen«. Bis 1987 schrumpfte die Anzahl weiter auf 48 Einrichtungen mit einer Kapazität von 1371 Betten.^[33]

Den Auftrag des Staates, Minderjährige zu sozialistischen Persönlichkeiten zu erziehen, konnten und wollten die Kirchen nicht erfüllen. Die »Zöglinge« der Heime der Diakonie (Evangelische Kirche) und der Caritas (Katholische Kirche) waren keiner politischen Indoktrination ausgesetzt – wohl aber einer religiösen. Erzogen wurde zum Christsein, zur Gottesfurcht, zum Glauben an Gott. Beten und Gottesdienste waren Pflicht, der gekreuzigte Jesus war allgegenwärtig. »Sündhaftem« Verhalten

wurde zumindest in den 1950er- und 1960er-Jahren nicht selten mit übermäßiger Kontrolle und Strafen begegnet. Das galt auch für Kinder, die aus atheistischen Familien kamen. Sie mussten sich den Gegebenheiten im Heim anpassen, sollten also so gesehen ebenfalls umerzogen werden – oft mit den Mitteln der schwarzen Pädagogik.

Während ab Mitte der 1950er-Jahre immer weniger sogenannte »bildungsfähige« Kinder und Jugendliche in evangelische und katholische Heime eingewiesen wurden, überließ die DDR den kirchlichen Einrichtungen in den Folgejahren die Betreuung behinderter Kinder.

Das St. Josefsheim Birkenwerder (Brandenburg)

Nach dem Ersten Weltkrieg suchte eine Gemeinschaft katholischer Ordensschwwestern, die »Karmelitinnen vom Göttlichen Herzen Jesu«, für die von ihnen betreuten Waisenkinder ein Erholungsheim im Berliner Randgebiet. 1921 kauften sie das »Schützenhaus« in Birkenwerder – eine ehemalige Pension mit Gaststätte. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges waren dort Soldaten der Luftwaffe einquartiert. 1945 zogen für einige Monate sowjetische Soldaten ein. Danach fanden viele Kriegswaisen und in den Folgejahren, bis zum Mauerbau 1961, zahlreiche elternlose Kinder Aufnahme im St. Josefsheim.

Als die DDR-Jugendhilfe verstärkt darauf drang, keine »normalbildungsfähigen« Kinder mehr in kirchlichen Einrichtungen betreuen zu lassen, hatte das auch Auswirkungen auf das katholische Heim in Birkenwerder. In der Chronik des Klosters wurde hierzu vorsichtig vermerkt: »Den Umständen entsprechend ist das Haus leider nicht voll ausgelastet.«^[34]

Gebote, Gebete, Gesänge und Strafen

Marie A. Böhm [\[35\]](#)

Meine Familie lebte seit 1945 in der Siedlung Eden bei Oranienburg in der Provinz Brandenburg, nördlich von Berlin. Dort wurde ich 1949 geboren. Mein Vater wollte sich selbstständig machen, dazu wurde Geld benötigt. Meine Eltern hatten zeit ihres Lebens eine große Abneigung gegen Bankkredite, also bewarb sich meine Mutter bei der Deutschen Reichsbahn in Ostberlin als Stenotypistin, denn in Berlin wurden zum Teil erheblich höhere Löhne und Gehälter gezahlt als im Rest der DDR. Auch mein Vater nahm eine Arbeit als Verkaufsstellenleiter in Ostberlin auf. Das bedeutete, dass beide sehr früh das Haus verlassen mussten, um pünktlich am Arbeitsort zu sein. Für den Weg von unserem Haus bis zu ihren Arbeitsstellen benötigten sie reichlich zwei Stunden.

Angesichts dieser Situation im Jahr 1953 wusste man offenbar nicht, wohin mit mir. In der Umgebung gab es keine Einrichtungen mit freien Plätzen, wo man mich morgens abgeben und abends hätte abholen können. Die einzige Möglichkeit war angeblich meine Aufnahme im St. Josefsheim in Birkenwerder – einem katholischen Kinderheim und Waisenhaus.

Mir gefiel es von Anfang an gar nicht in diesem Kloster. Die Nonnen waren mir unheimlich, ihr unförmiger schwarzer Habit flößte mir Angst ein. Außerdem waren sie sehr streng und schlugen schnell mal zu. Das erlebte ich gleich am ersten Tag, und so sollte es bis zum Schluss bleiben. Es wurde jede noch so geringe Verfehlung bestraft. So galt es bereits als »sündhaft«, wenn man sich in Ermangelung eines Spiegels in einer Fensterscheibe betrachtete. Bettnässer wurden bestraft, indem sie ihre nassen, fleckigen Laken am nächsten Morgen über die

Metallstangen an den Fußenden der Betten hängen mussten. Sie durften hoffen, dass abends alles getrocknet sein würde, was nur im Sommer klappte. Die Schlafsäle waren ungeheizt. Es stank immer. Besonders entwürdigend wurden die Kinder behandelt, die tagsüber eingenässt hatten. Sie mussten ihren feuchten Schlüpfer so lange auf dem Kopf tragen, bis eine der Schwestern erlaubte, ihn abzunehmen. Das konnte mehrere Stunden dauern.

Ich wurde wiederholt bestraft, weil ich im Spiel einen Priester darstellte, der einen Gottesdienst abhielt. Lange Zeit begriff ich nicht, dass auch das als »sündhaft« galt, denn man durfte »den heiligen Mann« nicht »nachäffen«. Meine Strafe sah so aus, dass ich in einer Zimmerecke auf Knien lange Rosenkranzgebete sprechen musste. Das Strafmaß konnte noch verstärkt werden, indem man nicht auf dem bloßen Fußboden, sondern auf ausgestreuten Linsen knien musste.

Die ständigen, oft nicht enden wollenden Gebete habe ich als peinigend erlebt. Wir beteten morgens nach dem Aufwachen im Bett, vor und nach den vier Mahlzeiten (Frühstück, Mittagessen, Vesper, Abendbrot), vor der Mittagsruhe und vor dem Einschlafen. Sonntags besuchten alle Heimkinder den Gottesdienst in der Kirche, die zum St. Josefsheim gehörte. Am Sonntagnachmittag wurde im Aufenthaltsraum gemeinsam eine Stunde lang gebetet und gesungen. Und einmal in der Woche versammelte die Mutter Oberin uns Kinder zum Religionsunterricht. Das gesamte Heimleben bestand im Grunde überwiegend aus Verboten, Geboten, Gebeten, frommen Gesängen und Strafen.

Das Essen im Heim war schlecht, allerdings war dies auch der Tatsache geschuldet, dass in den Fünfzigerjahren eigentlich alles knapp war. Doch es gab häufig offensichtlich lieblos Zubereitetes mit Mehl-

und Grießklümpchen in der Milchsuppe, klumpigem Quark, zerkoctem und versalzenem Essen.

Spielzeug hatten wir nicht. Hinter dem Gebäude gab es für uns eine Wiese mit Sandkasten. Unmittelbar an das Grundstück, auf dem sich das St. Josefsheim befindet, grenzt ein Waldgebiet. Die Nonnen gingen mit uns häufig in diesen Wald, wo wir spielten, Beeren sammelten oder einfach nur in Grüppchen spazieren gingen. Andere Ausflüge gab es zumindest für mich nicht.

Während meines gesamten Heimaufenthalts begleitete mich die Frage, warum mich meine Eltern ohne eine Erklärung in diesem Waisenhaus abgegeben hatten und warum mir zu keinem Zeitpunkt gesagt wurde, ob und wann ich wieder abgeholt würde. Heute bin ich der Meinung, dass mich diese unbeantworteten Fragen den Heimaufenthalt als etwas erleben ließen, das wahrscheinlich niemals zu Ende gehen würde. Auch hatte ich bald verinnerlicht, dass ich meiner Familie im Weg war, dass ich störte. Doch meine traurigste Erkenntnis war wohl, dass man sich auf Erwachsene weder verlassen noch ihnen vertrauen kann.

Dieses Grundgefühl, nicht wichtig zu sein, nicht ausreichend umsorgt und geliebt zu werden, begleitete mich auch nach der Heimzeit. Ich litt unter einer Essstörung, unter Schlafstörungen, Albträumen und verschiedenen Ängsten. Während der Schulzeit stabilisierte sich mein Zustand allmählich. Als Pubertierende war ich extrem rebellisch. Zu dieser Zeit löste ich mich auch innerlich weitgehend von meinen Eltern, unsere Beziehung war bis zu ihrem Tod nie wirklich harmonisch und vertrauensvoll, sondern mehr auf Äußerlichkeiten beschränkt.

Als ich mich mit 28 Jahren über einen längeren Zeitraum in einer unbefriedigenden beruflichen und privaten Situation befand, kamen meine Angstzustände zurück. Sie entwickelten sich rasch zu ständig auftretenden Panikattacken, die 15 Jahre lang mein Leben beherrschen sollten. In der DDR war es mir allerdings nicht möglich, an einer Besserung meines Zustandes zu arbeiten. Ein Aufenthalt in einer Klinik brachte nur kurzzeitig Linderung, autogenes Training reichte nicht aus, andere Angebote gab es für mich nicht. Also blieben mir nur Betäubungsmittel. Man verordnete mir jahrelang in großen Mengen Tranquilizer – ich hatte nie ein Problem, ein solches Rezept zu bekommen. Bald spürte ich, dass ich von den Psychopharmaka abhängig war.

Als erschwerend empfand ich, dass zu DDR-Zeiten kein Arzt mit mir über meine Erkrankung Klartext geredet hat; es gab auch keine Literatur, keine Ratgeber, keine Selbsthilfegruppen. Ich fühlte mich alleingelassen, unverstanden, abgelehnt. Ich schlief schlecht, hatte Konzentrationsprobleme und trotz der Medikamente täglich Angstanfälle mit Herzrasen. Aufgrund meiner Erziehung, die vor allem auf Leistungserbringung ausgerichtet war, wertete ich mich selbst ab, was zu einer weiteren Verstärkung der Panikattacken führte. Dazu gesellte sich bald eine Depression, die zwar anfänglich zum Glück wieder verschwand, dann jedoch in immer kürzeren Abständen zurückkehrte.

Der Mauerfall verunsicherte mich erst einmal stark, wodurch sich mein Befinden noch verschlimmerte. Meine Rettung war Anfang der 90er-Jahre eine intensive Psychotherapie. Von meiner Therapeutin in Westberlin hörte ich zum ersten Mal die Diagnose Posttraumatisches Belastungssyndrom. Mir war sofort klar, dass der Auslöser dazu vor

allem im St. Josefsheim zu suchen war. (Ein halbes Jahr nach der letzten Therapiestunde war ich angstfrei.)

Die Sünde

Marie A. Böhm [\[36\]](#)

Einmal hatte mich Schwester Simone in ihrem Zimmer eingesperrt. Ich weiß nicht mehr, was ich ausgefressen hatte oder haben sollte. Auf jeden Fall sollte ich in diesem Raum bleiben, was bedeutete, dass ich stundenlang nichts zu essen bekam. Das empfand ich als Vorteil. Ich bekam auch nichts zu trinken, was ich auch nicht so schlimm fand. Ich konnte nicht auf die Toilette gehen, aber ich musste ohnehin nicht »groß«, sondern nur »klein«.

Die Tür war natürlich verschlossen. Anfangs rief ich noch. Aber es kam niemand. Also zog ich meinen Schlüpfer runter, hockte mich hin und erledigte »klein« in einer Zimmerecke. Ich wusste zwar, dass ich später mit einer weiteren Strafe würde rechnen müssen, aber das konnte ich nun auch nicht mehr ändern.

Das Zimmer von Schwester Simone habe ich klein und schmal in Erinnerung. Es gab ein Bett mit Nachtschränkchen, Tisch und Stuhl, Kleiderschrank und Kommode. Über dem Bett ein Bild der Mutter Maria, in einer Zimmerecke ein Kruzifix, auf dem Nachtschrank eine Lampe und eine Bibel, das war alles.

Bilder gab es in der Bibel keine, lesen konnte ich noch nicht, andere Gegenstände, mit denen man spielen oder sich zumindest irgendwie beschäftigen konnte, waren nicht vorhanden. Also stellte ich mich ans Fenster und schaute hinaus. Es gab wenig zu sehen, ein paar Bäume,

einen kleinen Platz, die Pforte, die auf das Gelände führte. Ich langweilte mich.

Später setzte ich mich auf den Fußboden. Dann muss ich eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, spürte ich, dass mich jemand mit kräftigem Griff an der Schulter gepackt hatte und mich schüttelte: Schwester Simone. Grob zog sie mich am Arm hoch und wollte mich wohl gerade in Richtung Tür schieben, als sie die Pfütze auf dem Boden bemerkte. An ihre Reaktion auf diese Entdeckung erinnere ich mich noch so genau, als wenn es heute geschehen wäre: Die Frau schrie und schüttelte mich, schlug auf mich ein, schrie weiter, schubste mich aufs Bett, schlug mich, riss mich wieder hoch, zog mich am Ohr, drehte die Ohrmuschel dabei in ihrer Hand, schrie, schlug, schrie ... Ich dagegen weinte und schluchzte, so leise ich konnte, denn ich hoffte, dass Schwester Simone mich schneller in Ruhe lassen würde, wenn ich keinen Laut von mir geben würde.

Aber sie fand kein Ende. Sie schlug mich weiter. Dann musste sie mich auch noch mit meinem Hintern durch meine Urinpfütze ziehen. Immer hin und her. Ich wurde zum lebenden Wischtuch. Danach musste sie mich erneut auf den Kopf schlagen. Und schreien.

So nach und nach wurde mir klar, dass ich etwas Entsetzliches angestellt haben musste, etwas Unverzeihliches, überaus Anstößiges, Teuflisches; ein riesenhaftes Verbrechen stand nun auf meinem Schuldkonto. Schließlich bestätigte mir die Nonne meine Vermutung: Ich hatte genau in der Ecke »klein« gemacht, in der das Kruzifix hing. Ich hatte unter dem sterbenden Leib von Jesus gepinkelt! Das war offenbar *die* Sünde überhaupt. Dass dies völlig absichtslos und rein zufällig geschehen war, daran verschwendete Nonne Simone keinen Gedanken. Für sie war ich »des Teufels« und eine »Ausgeburt der Hölle«. Also auf